

Kann der Geschlechtsunterschied aus dem Sexuellen verschwinden?

Rüdiger Lautmann

Can the Gender Difference Disappear from Sexuality?

Abstract

Discourses on sex and gender dissolve increasingly the connection between body shape and desire. In contrast, everyday knowledge clings to the simple forms of male/female and sexual experience as well as to their coupling. The article uses discourse analysis to unravel the connections and points out blind spots. It formulates its own positions, which are taken from the empiricism of sexual behaviour shaped by gender.

Keywords: Sexuality, Gender, Discourse theory, Queer theory

Zusammenfassung

Die Diskurse zum Geschlechtlichen lösen den Konnex zwischen Körpergestalt und Begehren immer weiter auf. Hingegen hält das Alltagswissen an den einfachen Formen von männlich/weiblich und Sexualesleben sowie an ihrer Verkopplung fest. Der Artikel schließt die Zusammenhänge diskursanalytisch auf und weist auf Blindstellen hin. Formuliert werden eigene Positionen, die der Empirie eines von der Geschlechtszugehörigkeit geprägten Sexualhandelns entnommen sind.

Schlüsselwörter: Sexualität, Gender, Diskurstheorie, Queertheorie

Einleitung

Mit der Abschaffung des Unterschiedes Frau-Mann zu jonglieren, das gehört in den darstellenden Künsten inzwischen nicht mehr zur Avantgarde, sondern zum produktiven Alltag. Die Performerin Florentina Holzinger – ihr Stück „Tanz“ war zum Theatertreffen 2020 geladen – sagte: „Ich träume von einer Zukunft, die nicht binär ist, und denke auch über die Gegenwart nicht binär“ (Holzinger, 2020, 1). Sie wolle „sich vom Geschlechterbegriff verabschieden“. In der Konzeptkunst werden mögliche Zukünfte imaginiert. Und auch zur Sexualität sind solche Stimmen heute zu hören. Was gerade hier unverbrüchlich aneinander geschmiedet erschien, Körpergeschlecht und Geschlechtslust, das könnte sich nun voneinander lösen, worauf einige Indizien hindeuten.

Eine Reihe von Diskursen und Szenen haben sich aufgemacht, die Unsinnigkeit der Zweiteilungen nachzuweisen. Da heißt es, die anatomisch argumentierende Differenztheorie (maßstabsetzend: Laqueur, 1992) habe die auch vorhandenen Gleichheitstheorien verdrängt; nunmehr stehe an, „sich in medizinisch-psychologischer Forschung von der steten gesellschaftlichen Voraussetzung dichotomen Geschlechts als Vorannahme zu lösen“ (Voß, 2010, 315). Danach könne der Geschlechtsbegriff vielleicht entfallen (ebd., 22). Differenzlinien lösen sich auf, wie Christa Binswanger an zeitgenössischer Literatur zeigt: Die „sexuelle *agency* wird [...] weitgehend von der Kategorie Geschlecht gelöst“; allerdings könne diese Kategorie „nicht ohne weiteres entgrenzt werden“ (Binswanger, 2020, 27, 289). Literaturgeschichtlich betritt eine „penetrierte Männlichkeit“ die Diskursbühne (Wolf, 2018).

Allenthalben werden „Fluidität“ und „Liquidität“ der überkommenen Formationen von Geschlecht und Sexualität beschworen, die folglich keinen festen Konnex mehr ausbilden können. Zwischenstufen, Mischungen und Optionalitäten prägen die Erscheinungsbilder in vielen Medienbotschaften. Da es möglich geworden ist, das bei Geburt vorhandene Geschlecht abzulegen und in ein anderes zu wechseln, scheint dessen Körperfundament zu verschwinden.

Am entschiedensten argumentiert die Queer-Theorie in diese Richtung, gehört doch die Kritik am harschen Binarismus zu ihren Gründungsanliegen. Solche Ansätze zielen u.a. auf „die Entkopplung der Kategorien des Geschlechts und der Sexualität“ (Kraß, 2003, 18). Nach Nina Degele bezweckt die Queer-Theorie „eine Aufmischung/Verstörung des Zusammenhangs von Geschlecht, Sexualität und Identität“ (Degele, 2004, 54). „Gibt es eine männliche und eine weibliche Sexualität?“ fragt Ilka Quindeau; sie sympathisiert mit der „Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit“ und plädiert für ein Kontinuum, „das unterschiedlichste Zwischenstufen, Mischungsverhältnisse und geschlechtliche Ausprägungen ermöglicht“ (Quindeau, 2014, 83f).

Soziologisch diagnostiziert Andreas Reckwitz die Tendenz zum *Degendering*: Zentrale Fähigkeiten werden als geschlechtsneutral wahrgenommen, da zumindest „in der neuen Mittelklasse ein breiteres kulturelles Repertoire von Geschlechtermodellen des Weiblichen und des Männlichen zur Verfügung steht“ (Reckwitz, 2017, 339). Der Begriff stammt von dem amerikanischen Männerforscher Michael Kimmel und bezieht sich auch auf das sexuelle Handeln. So-

weit ein *Degendering* das Herunterfahren überspitzter Unterschiede in den Sexualskripten meint, ist die Feststellung nur allzu berechtigt. Aber vielleicht meint es ja auch eine völlige Entgeschlechtlichung? So klar wird das gegenwärtig nicht gesagt, aber die Formulierungen decken das ab. Und als Lösung vieler beklagter Probleme im Geschlechterverhältnis („toxische Männlichkeit“) bietet es sich auch an.

Lässt sich also ein sexuelles Geschehen ohne Körpergeschlecht denken und praktizieren? Lassen sich beide entkoppeln? Lange Zeit wäre darauf geantwortet worden: Selbstverständlich nicht, und zwar bereits vom Wortsinn her. ‚Sexuell‘ gelangte vor zwei Jahrhunderten als Teilung der Geschlechter (von lat. *secare*) in den Wortschatz. Und ‚das Geschlechtliche‘ bezeichnete verschämt den Unterrum-Bereich, also alles, was mit Genitalien und Intimität zusammenhängt. Doch mit derlei Hinweisen auf Sprachgewohnheiten wird heute die starke Strömung nicht aufgehalten. Sie wird bislang kaum beleuchtet, weil das Interesse sich auf die Themen der sexuellen Orientierung, von Transgender und Intersexualität sowie der Entdiskriminierung der Gleichgeschlechtlichen konzentriert. Auch wenn es einmal dahingestellt bleibt, wie überzeugend die Heteronormativitätsthese, also (verkürzt) die Kritik an Binarismus und Homo- sowie Transphobie ist, dann bleibt immer noch die Frage nach dem Konnex zwischen den beiden Ebenen: Besteht das sexuelle Begehren unabhängig davon, mit welchem Geschlecht die Beteiligten sich einbringen? Hierauf gibt es sehr vielfältige Antworten, die diskursanalytisch, handlungstheoretisch, sozialpsychologisch, biowissenschaftlich u.a. verfahren. Den Konnex Geschlecht-Sexuallerleben müssen wir uns also nicht unbedingt als ontologisch oder konstitutionell begründet vorstellen. Für andere Epochen und Kulturen als die unseren hat er sich jeweils auf eigene Art gestaltet. Der gesamte Diskurs über den Zusammenhang von Sexuellem und Geschlechtszugehörigkeit lässt sich nur in Buchlänge darstellen; dieser Aufsatz beschränkt sich auf die hervorstechenden Gedanken und fragt nach dem Rückhalt in der geschlechtlich-sexuellen Realität.

Diskurse der Wissenschaften

Seit ihrem Anbeginn behandelt die Sexualwissenschaft die Unterschiede der wechselseitigen Attraktion bei Frauen und Männern, und zwar als Erfahrungsregel mit vielen Ausnahmen. Bereits der Begründer R. v. Krafft-Ebing hatte eine nach männlich/weiblich trennende Ansicht sexuellen Verlangens skizziert (1886, 13f u.ö.); die Vorgänge der Geschlechterdifferenzierung und des sexuellen Verhaltens waren (biologisch) miteinander verbunden. Das legte auch Albert Moll dar, der vor und neben Sigmund Freud ideenreichste Sexualwissenschaftler der vorletzten

Jahrhundertwende, in seinen *Untersuchungen über die Libido sexualis* (1897); darin wird ein „Kontrektationstrieb“ postuliert, gerichtet auf die Annäherung an das andere Geschlecht. In der Zeit vor und nach 1900 wurden die beiden Fragen nach der Natur des Geschlechtsunterschieds und nach der des Geschlechtstrieb diskutierte. Einer der Ausgangspunkte war die „Castration“, deren Folgen unterschiedlich eingeschätzt wurden. Bei der Ovariectomie blieb der Bezug zum Trieb noch unberücksichtigt, denn dieser wurde beim Mann angesiedelt. Nach 1900 wurde diskutiert, wie sich der Verlust der männlichen Keimdrüsen auf die Persönlichkeit auswirkt. Mögen heute die geäußerten Meinungen „etwas skurril und abseitig erscheinen“, so brachten sie doch die Idee der Hormone hervor, und diese war „von Anfang an mit der Frage der Unterscheidung der Geschlechter verknüpft“. Die Kastration galt damals „als der ‚experimentelle Weg‘ zur Erkenntnis der Geschlechtscharaktere“ (Breidenstein, 1996, 218–225).

In einer weiteren Phase der Sexualmedizin, die bis etwa 1970 anhielt, wurde das Verhältnis von Geschlecht und Sexualität am Beispiel des weiblichen Orgasmus diskutiert. War der in ‚der Natur‘ für die Frau überhaupt vorgesehen? Musste man sich mit der ‚Frigidität‘ abfinden? Da Sexualität noch kaum als psychosoziale Interaktion, sondern als individuell-körperliches Ereignis galt, musste eine geschlechtsspezifisierende Biologie die erklärende Theorie und einzuschlagende Therapie bereitstellen.¹

Die kulturwissenschaftliche Debatte

Zunächst wurden das physisch-somatische Geschlecht (*sex*) und die soziokulturelle Geschlechtsidentifikation (*gender*) begrifflich auseinandergezogen, um die jeweiligen Prozesse getrennt betrachten zu können. Ausgehend von Erving Goffman (1994, 106–114) wurde nunmehr angenommen, dass die allermeisten Aktivitäten von Angehörigen beider Geschlechter vollzogen werden können, dass also ‚die Natur‘ hier kaum Schranken setze. Für die Sexualität wurde anerkannt, dass Frauen wie Männer zu eigentlich allem imstande sind. Die Frauenforschung fokussierte seit den 1970er Jahren die Themenkomplexe Körper und Sexualität: Männliche Gewalt, Schwangerschaftskontrolle, weibliche Lust, Schönheitsimperative u.a. beschäftigten mit stets anschwellender Intensität den Geschlechterdiskurs (vgl. dazu Schmincke, 2019, 27–31).

Auf die Unterscheidung Frau/Mann sollte überhaupt verzichtet werden; denn mit ihr einher geht die Unterdrü-

¹ Vgl. dazu das Beispiel der liberal-progressiven Gynäkologin Helene Stourzh-Anderle bei Mildenerger (2004), hier insb. S. 80–89 zu deren Buch über die ‚Anorgasmie der Frau‘ von 1961 mit einer Behandlungsempfehlung per Hormone.

ckung der weiblichen und gleichgeschlechtlich orientierten Teile der Bevölkerung. So propagierte es die neuerdings wieder häufig genannte Monique Wittig, die das in dem anstößig klingenden, aber folgerichtigen Satz ausdrückte, Lesben seien keine Frauen (1992, 32). Sie meinte damit, dass die Hervorhebung des Geschlechts den heterosexuellen Imperativ unterstützt. Dieses Argumentationsmuster hat Schule gemacht: Die Differenzierungen hetero/homosexuell, cis/transgeschlechtlich, mono/bi/multisexuell werden soweit wie möglich eingebnet, um die überkommenen Diffamierungen zu entsorgen.

Eine Denkgeneration später befriedigte die *sex/gender*-Konzeption nicht mehr; in ihr befand sich noch immer zu viel Naturnotwendigkeit. Das Streben nach sozialer Gleichheit vermisste den Freiraum für Selbstbestimmung. Nach vielen Anläufen, die sich zunehmend im Kreis bewegten, kam ein Vorschlag auf, die offenbar unlösbaren Probleme an der Wurzel zu packen: Die Eindeutigkeit der Kategorie Geschlecht sei zu tilgen, zumindest für alle zu öffnen. Die biologischen Erkenntnisse zur Entwicklung des Menschen erlauben es, „Geschlechtergleichheit bzw. das gleichzeitige Frau-Mann-Sein eines jeden Menschen daraus zu folgern“ (Voß, 2011, 164).

Die Massenmedien berichten gegenwärtig gerne über die Themen Transgender und Intersexualität, gestützt auch auf die ansteigenden Zahlen davon betroffener bzw. so erkannter Individuen. Es wird nicht mehr allgemein und ohne weiteres akzeptiert, dass es Männer und Frauen ‚gibt‘, anstatt dass sie bloß ‚hergestellt‘ sind. Zumindest die Eindeutigkeit verliert sich, wenn ich nicht mehr eines von nur zwei Geschlechtern ‚bin‘, sondern eines ganz vieler, wobei dann unklar bleibt, inwieweit diese sich auf die Mann-Frau-Polarität beziehen.

In Teilen des öffentlichen Bewusstseins ist mittlerweile eine intellektuelle Stimmung zu verspüren, wonach das Primargeschlecht eine voluntativ manipulierbare Angelegenheit sei. Es mag sich um eine Modeströmung handeln, aber sie zeitigt handfeste Folgen. Dass sich der Unterschied zwischen begründbarer Erkenntnis und taktisch nützlicher Simplifikation verwischt, wird in Kauf genommen, weil es der Agenda dient. Das *Undoing gender*, d.h. Irrelevantwerden einer Geschlechtszuordnung (Hirschauer, 2001b) gelangt auf diese Weise in den Bereich des Sexuellen.

Queer-Theorie

Einen Anfangsimpuls setzte hier das Ziel, die Selbstverständlichkeit eines Determinismus zwischen Körpergeschlecht und Begehrensrichtung, also eine biologisch begründete Zwangsheterosexualität auszuhebeln. Verdächtig war die anscheinend universelle Verbreitung der Verknüpfungen. Welche Interessen und Machtprozesse gewähr-

leisten diesen durchsetzungsfähigen Normalismus? Die Gegenposition, die das Selbstverständliche infrage stellt, verbirgt ihren Utopiecharakter nicht; sie will das Unge-rechte und Repressive der heteronormativen Ordnung eskamotieren. Zu diesem Ziel wurden mehrere Argumente eingesetzt, darunter vor allem Kritik am Binarismus, Kritik an Identitäten, Interesse an Wechsel und Uneindeutigkeiten des Körpergeschlechts, Betonung eines fluiden und polymorphen Begehrens.

Besonderen Anklang fand Judith Butler mit ihrem Versuch, das biologische Geschlecht zu entmaterialisieren; es sei „nicht einfach etwas, was man hat, oder eine statische Beschreibung dessen, was man ist: Es wird eine derjenigen Normen sein, durch die ‚man‘ überhaupt erst lebensfähig wird, dasjenige, was einen Körper für ein Leben im Bereich kultureller Intelligibilität qualifiziert“ (1997, 22). Und später stellte sie die Frage nach dem „Ende der Geschlechterdifferenz“ (2009, 281–324). Es sei schwierig „zu bestimmen, wo das Biologische, das Psychische, das Diskursive, das Soziale anfangen und aufhören“ (ebd., 298). Für Butler wird nicht nur die Geschlechtsidentität (gender), sondern auch das körperlich-primäre Geschlecht (sex) durch eine Wiederholung performativer Akte und im Rahmen eines normativen Regimes hervorgebracht. Wäre diese These auf eine Diskursanalyse beschränkt, könnte man ihr folgen; wird sie aber ontologisch verstanden und verwendet – wie so oft –, verliert sie ihre Überzeugungskraft. Immerhin hat Butler die Möglichkeit aufgezeigt, Geschlecht in dieser Weise zu denken. Sichtbare Merkmale des Körpers zu benennen, mehrere Menschen aufgrund gleichartiger Beobachtungen zu einem Typus zusammenzufassen, die Menschheit in zwei Arten aufzuteilen – all das beruht tatsächlich auf sprachlich-verstandesmäßigen Operationen. Insoweit ist ‚Geschlecht‘ zweifelsfrei ein Konstrukt, aber eben nur ‚insoweit‘, d.h. auf dieser argumentativen Ebene. Sprachanalyse bewegt sich gedanklich in einem anderen Register als Sexualanalyse, und diese wird nicht nur soziolinguistisch betrieben.

Der Diskurs zu Macht und Herrschaft

Viel Aufmerksamkeit erfahren die Gesichtspunkte von Machtüberlegenheit und Privilegien im Verhältnis der Geschlechter auf dem Feld der Sexualität. Seit der Kritik an der „Zwangsheterosexualität“ (Rich, 1983) rüttelt eine Fraktion des Feminismus an der Interdependenz von Geschlecht und Sexualität, weil hier Männer über Frauen Macht ausüben. Im Patriarchat besaßen manche Feudalherren das Recht der ersten Nacht, nahmen Männer viele Vorrechte in

Anspruch, verfügten über die materiellen Ressourcen, um Frauen in Abhängigkeit zu bringen. Historisch-empirisch treffen also die Befunde zu, dass Männer ihre Intimitätswünsche an Frauen mit normativen und materiellen Mitteln durchsetzen: durch Ehe- und Strafgesetze, mit ökonomischer Überlegenheit, per physischem Zwang. Auch mit Hilfe intellektueller Verfeinerungen, wie sie die Kategorie Natur sowie das Programm der Evolutionspsychologie anbieten. All diese Gewaltverhältnisse abzuschaffen versuchen viele Ansätze feministischer Theorie. Damit wird ein bestimmter Ausschnitt des Komplexes Geschlecht- und Sexualität zur Disposition und Änderung gestellt.

Gender als Dimension sexueller Interaktion wird heute in einem vieldimensionalen Themenbündel besprochen, nämlich innerhalb der intersektionalen Trias *class-race-gender*, diese verbunden mit Hierarchie. Grundiert wird dies von einem politisch-egalitären Erkenntnisinteresse, welches Mitte der 1970er Jahre von Foucaults Überlegungen zum Sexualitäts- und Machtdispositiv angestoßen worden ist. Foucault betonte damals den Bezug zur „politischen Technologie des Lebens“. Der Sex gehöre einerseits zu den „Disziplinen des Körpers“, andererseits hänge er mit den Bevölkerungsregulierungen zusammen; er veranlasst die „unendlich kleinlichen Überwachungen, [...] zu endlosen medizinischen oder psychologischen Prüfungen: zu einer ganzen Mikro-Macht über den Körper“ (1977, 173). Mit anspielungsreichen Bildern und wohlklingenden Sätzen bezauberte Foucault ein Publikum, das auf den Abbau jeglicher Hierarchie gestimmt war. Viele Passagen im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit, Der Wille zum Wissen* (1977) einer umfassend angelegten Analyse, verführten dazu, das geschlechtliche Geschehen als auf Macht und Kontrolle aufgebaut zu verstehen, wie es der Autor kurz zuvor in *Überwachen und Strafen* (1976) so eindrucksvoll (und dort passend) mit der Kriminaljustiz getan hatte.

Nun also richtete Foucault einen derartigen Blick auf den Sex. Von seinem Erkenntnisinteresse an der Formierung des Subjekts war da noch wenig zu spüren. Nicht die sexuelle Situation und die Handlungen der Beteiligten wurden betrachtet, sondern die Leistung der Sexualität für die biologische Reproduktion der Bevölkerung. Foucault verklammerte Individuum und Gesellschaft, indem er den Sex auf zwei Ebenen spielen ließ: im Körper der Einzelnen und in dem des Kollektivs („Gattungskörper“; vgl. dazu Planert, 2000, 546). Der eine wird diszipliniert, der andere reglementiert, was auf dasselbe hinausläuft: auf eine Zurichtung der Körper und die Ausrichtung des Sexuellen auf biopolitische Zwecke.

Diese Perspektive, verwurzelt in herrschaftskritischen Strömungen, hat ein weitgespanntes Diskursspektrum hervorgebracht, dessen sexualitätsbezogenes Resultat entweder bislang nicht ausgeschöpft worden ist und sich noch verbirgt, viel wahrscheinlicher: sich auf das in einem herrschaftskri-

tischen Rahmen Mögliche beschränkt. Foucault selber hat sich spät, aber deutlich von jener Lesart seiner Thesen zur Bio-Macht distanziert; es sei ihm immer mehr um das Subjekt als um die Macht gegangen. Doch ganz falsch ist er gar nicht verstanden worden, denn am Sexuellen interessierten ihn in seinen Schriften nicht dessen Strukturen und Abläufe, sondern die Reglements, und die lassen sich durchaus als Facette von Macht begreifen und sind von ihm so begriffen worden. Die Gender-Theorie im Gefolge von Foucault dient, Jemima Repo (2015, 177–182) zufolge, gegenwärtig der biopolitischen Gouvernamentalität.

Rückblickend muss man sagen, dass Michel Foucault hier von Anfang an missverstanden worden ist – als sei er ein kritischer Analytiker seiner Gesellschaft. Er wurde im Lichte seiner aufrührerischen Äußerungen (in Interviews) und Auftritte (im Mai 1968 in Paris) interpretiert und zu wenig im Sinne des Historikers der Denksysteme. Er trennte scharf zwischen den Sphären (vgl. Veyne, 2009, 153–167), trat aber dem populären Missverständnis seines Werks nicht entschieden genug entgegen. Foucault hatte schon in seiner mittleren Phase gesagt, man müsse „aufhören, die Wirkungen der Macht negativ zu beschreiben, als ob sie nur ‚ausschließen, ‚unterdrücken, ‚verdrängen, ‚zensieren, ‚abstrahieren, ‚maskieren, ‚verschleiern‘ würde“ (Foucault, 1976, 250). Genauso haben ihn aber Generationen junger Studierender verstanden! Vielmehr sagte er: „In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnisse sind Ergebnisse dieser Produktion“ (ebd.). Das ist keine Macht in irgendeinem bekannten Sinne. Es ist eine Kraft zum Hervorbringen im Sinne der Wissenssoziologie und Ethnomethodologie; es eignet sich nicht für gesellschaftskritische Diagnosen.

Die anfangs so betonte Liaison zwischen Macht und Sexualität wird in späteren Stellungnahmen in ihrer Aussagekraft verändert und aufgeweicht. Foucault überwand seinen anfänglichen „politischen Pessimismus“ (Klunder, 2017, 299) und wies dem Sexuellen einen positiven Platz in der Subjektformation zu, womit er eine „optimistische Wende“ nahm (ebd., 298).

Begehren und Macht einander gegenüberzustellen und eine machtabnutzende Herstellung von Lusterleben zu kritisieren, das ist eine seit vier Jahrzehnten geläufige genderpolitische Position. Sie ist nicht unbestritten geblieben, zumal von diskurstheoretischer Seite. „Es gibt keine ‚Lust‘ ohne Macht“; sie wartet nicht fernab der Macht des Sexualitätsdiskurses auf Verwirklichung, ist sie doch „etwas, das innerhalb des Sexualitätsdiskurses ermächtigt und verwirklicht wird – auf ganz bestimmte und sich verändernde Weise“ (Eitler, 2008, 258). Was hier über Patriarchats Herrschaft und Begehrenshandeln gesagt wird, gilt ebenso allgemein im Verhältnis von Gender und Sexua-

lität: Beide gehören zueinander und realisieren sich unter dem Schirm der darauf bezogenen Diskurse.

Politik mit der Sexualitätstheorie

Eine körperpolitische Interpretation des Verhältnisses von Sexualität und Geschlecht nimmt ihren Ausgang bei dem Gedanken, dass die überkommene Hintansetzung der Frauen in vielen Bereichen sich damit legitimierte, Frauen wegen ihrer reproduktiven Fähigkeiten als primär körperlich zu sehen – Weiblichkeit wurde auf Mutterschaft festgelegt. „Die Neue Frauenbewegung hatte das Private, die Sexualität und den Körper zu politischen Fragen gemacht“ (Lenz, 2008, 107). Die Politiknähe des Themas beruht auch darauf, dass alles Sexuelle einen Zug des Konflikthaften trägt, d.h. der Auseinandersetzung des Subjekts mit dem ‚Anderen‘. Diese Dimension manifestiert sich vielfach: sei es, im banalsten Fall, dass ein Übereinkommen mit einer anderen Person herzustellen ist, seien es die kleinen Grenzüberschreitungen beim Initiativwerden und die anfänglichen Verweigerungen, sei es eine lustvolle Überwältigung, sei es der Genuss von Macht (beiderseits auftretend), seien es obszöne Gesten oder das Spiel mit dem Unerwarteten. Bei der Inszenierung all dieser Handlungszüge kommt der Geschlechtsunterschied zum Einsatz, verbunden mit den kulturell disparat definierten Charakteren.

Diskurse zum Geschlechterverhältnis in der Sexualität drehen sich seit geraumer Zeit um das ‚Toxische‘ des männlichen Begehrens und um die Vulnerabilität der Frauen (Kinder, Abhängigen u.a.). Auch markiert die ‚Krise der Männlichkeit‘ einen beliebten Topos. Da kann es kaum noch verwundern, dass der konstruktive Beitrag des Dimorphismus zum Gewinn geschlechtlicher Lust unterbelichtet bleibt. Auch wird der Overconcern mit der männlichen Seite fortgesponnen, wie er seit Anbeginn der Sexualwissenschaft besteht. Es bedarf allerdings einer gewissen Anstrengung, um sich von der Alltagsplausibilität der ubiquitär stattfindenden Wechselgespräche zwischen Frauen und Männern zu lösen, also um vom üblichen Geschlechterverhältnis zu erklimmen.

Fast schon rührend liest sich die Vorsicht und Behutsamkeit, womit Josef Christian Aigner für den Mann anmahnt, es spielten seine Anatomie und seine leib-seelische Besonderheit eine Rolle, die die Möglichkeiten begrenze, was alles aus ihm gemacht werden kann (Aigner, 2017, 32). Aigner wehrt sich gegen den Verruf, in den die Männlichkeitsfrage geraten sei (ebd., 24). Und sichert sich mit der Berufung auf feministisch zweifelsfreie Autorinnen wie Sophinette Becker und Sigrid Schmitz ab. Seine Hinweise führen sowohl in der Sache weiter als sie sich auch über das wahrgenommene Denkverbot hinwegsetzen.

Weitere Diskurse über Geschlecht und Sexualität

Die Dekonstruktion der Geschlechtsidentität hat unsere Fragestellung erst hervorgebracht. Zuvor war der Konnex zwischen Geschlecht und Sexualität als fraglos gegeben behandelt worden und hatte den Heteronormalismus unterstützt: Mann und Frau galten als komplementär und somit durch die Natur aufeinander hingebordnet usw. Die Radikalkur gegen diesen Irrglauben bestand darin, Binärgeschlecht und Begehren voneinander abzutrennen. Wenn die Subjekte aufhören wollten, sich in das Schema weiblich/männlich zu zwängen, hätte es auch mit dem unseligen Schema homo/hetero ein Ende. Der strategische Charakter dieser Argumentation wurde zwar nicht betont, nährte aber unverkennbar die Denkanstrengungen, wie sich aus dem sexualpolitischen und -biographischen Hintergrund der meisten Autor_innen entnehmen lässt. Kaum jemand trat jener Dekonstruktion entgegen, und diese wuchs zu einem umfänglichen Binnendiskurs heran, in den einzusteigen inzwischen einen hohen intellektuellen Aufwand erfordert.

Hierzu heißt es bei Sabine Hark: „Geschlecht und Sexualität liegen der Kultur nicht voraus, sondern sind gleichursprünglich mit ihr. [Sodass] die – im Sinne eines expressiven, mimetischen oder gar kausalen Verhältnisses gedachte – Kohärenz von *sex*, *gender*, Begehren und Identität sozial gestiftet ist.“ (2010, 110) Mit diesen Bestimmungen wird (queertheoretisch) der Konnex zwischen Geschlecht und Sexualität durchkulturalisiert. Indessen, recht verstanden will diese Position wohl nicht mehr, als die Kulturbedingtheit des Begehrens erst einmal in den Vordergrund analytischer Bemühungen zu rücken. Es wird ja nicht über das Sexuelle generell gesprochen, sondern über minoritäre Formen. Dabei geht es um das Selbstverständnis (Identität) und die Bezeichnungsweisen („lesbisch“, „schwul“ usw.) der Randständigen. Queer steht, wie Hark sagt, „quer zu all diesen Kategorien und beansprucht, diesen gleichsam den ontologischen Boden unter den Füßen wegzureißen“ (Hark, 2010, 110f). Da wird ein großer Anspruch angemeldet. Doch wiederum kann das heruntergeschraubt werden. Solange in den Queerstudien unablässig der Gegensatz hetero/homo beschworen wird, bleibt ein Denkbereich ausgeblendet, den ich als vordiskursiv einschätze: der Charakter des Sexuellen. Seitens der Queertheorie sind dazu nur die machtanalytischen Formeln im Gefolge von Foucault zu lesen. „Ebenso wie Geschlecht, geopolitische Positionierung, ‚Rasse‘ und Klasse muss Sexualität verstanden werden als Kategorie sozialer und politischer Strukturierung“ (ebd., 111). Für Foucault selbst war dies bekanntlich nicht das letzte Wort.

Möglicherweise wurde es im Nachdenken über die Sexualität als geradezu selbstverständlich angesehen, dass

sie sich in einem Rahmen der Mann-Frau-Zweiheit erignet, und daraufhin diese ‚Tatsache‘ nicht mehr weiter erwähnt. Und die Diskurse schäumten auf, um scheinbare Ausnahmen in den Rahmen einzufügen, wie etwa die Mann-Mann-Intimität, obgleich diese schon definitionsgemäß innerhalb des Zweierschemas spielt, nur ohne den Zwang zur Beidgeschlechtlichkeit. Ähnlich verhält es mit den Zwischenstufen und Drittwerten des allzu einfachen Zweierschemas; sie variieren ja bloß die binäre Gedanklichkeit. Es sind die normativen und stigmatisierenden Folgerungen aus dem Mann-Frau-Schnittmuster, welche den Diskurs seit nunmehr anderthalb Jahrhunderten explodieren lassen. Daher stellt sich auch die Frage, warum es des riesigen Aufwands und der langen Dauer bedurft hat, um dem offiziellen Geschlechter- und Sexualreglement die geforderte Flexibilität zu verleihen.

Die queertheoretischen Analysen bezeugen selbst die Begrenztheit und Vorläufigkeit ihrer (durchaus vorhandenen) Einsichten. Vielen Beiträgen ist die genderpolitische Absicht deutlich anzumerken; das Sexuelle wird dann als total abhängige Variable behandelt, als ein Kampffeld von Interessen (von Patriarchat bis Bio-Macht), als Verfügungsmasse im Spiel der Funktionen. Die ‚brauchbaren‘ Merkmale der Sexualität werden unterstellt, aber nicht weiterentwickelt. Führende Autor_innen verfahren hier geradezu blackboxhaft: Ohne die Figur Sexualität weiter zu erläutern, wird über sie gesprochen und eine weitreichende Thesenproduktion in Gang gesetzt. Später muss dann zurückgerudert werden, wie Michel Foucault in seiner Akzentverschiebung nach dem ersten (und vierten) Band von *Sexualität und Wahrheit* oder Judith Butler in den auf *Gender Trouble* folgenden Büchern. Eine Diskursanalyse zum Thema Sexualität seit 1976 steht aus.

Sobald in dieser Auseinandersetzung allzu kämpferische Töne angeschlagen werden, kann man die Kontrahenten nicht mehr allzu ernst nehmen. Beide Seiten scheinen zu befürchten, dass ihnen ihr Forschungsgegenstand weggenommen würde – ein eingebildetes Gespenst. Niemand bezweifelt heute, dass jegliche Formung durch die Kultur eines material-somatischen Substrats bedarf (über dessen diskursive Konstruktion ebenfalls nachgedacht werden darf), und andererseits bezweifelt kein Biologe, dass soziokulturelle Einflüsse die konstitutionellen Vorgaben überformen. Die Spiegelfechtereie um Erstursachen und Letztentscheidungen amüsiert, ohne den Erkenntnisstand zu erweitern.

Mancher Biologe sieht sich herausgefordert, wenn seitens der Gender-Theorie eine sehr weitgehende Formbarkeit der Geschlechtspersönlichkeit behauptet wird. Ulrich Kutschera, ausgewiesen durch Forschungen zur Fortpflanzung in der Pflanzenwelt, kritisiert heftig die „Gender-Ideologie“, wobei er alle nicht für Zeugung geeigneten Kopulationen als „a-sexuell“ oder (nur) „erotisch“

bezeichnet (Kutschera, 2016, 35). In Judith Butler erblickt er die „Alpha-Genderfrau“ und den lebenden Beweis für die Abstrusität „genderistischer“ Thesen (ebd.)

In der Debatte zwischen Evolutionsbiologie und kulturalistischer Gendertheorie behauptet die eine Seite eine weitgehende konstitutionelle Verankerung der Geschlechtsdifferenz, während die andere Seite dazu tendiert, die anatomisch-physiologischen Faktoren als nahezu beliebig überformbar hinzustellen. Bei einer polemischen Zuspitzung setzt sich jede der beiden Seiten ins Unrecht. Vielmehr sollte das Erkenntnisinteresse sich auf die soziokulturell geprägte Geschlechtlichkeit richten, ohne die Beschaffenheit des Körpers hintanzustellen. Das Gewichtsverhältnis zwischen den biologisch-konstitutionellen Einflüssen und der nachgeburtlichen Persönlichkeitsentwicklung lässt sich einstweilen nicht bestimmen. Jede der beiden wissenschaftlichen Herangehensweisen sollte ihren Part ausarbeiten, und zwar ohne der anderen das Forschungsrecht abzuspochen. Würde demnach unterschieden, ob die innovativen Gedanken der Gendertheorie naturwissenschaftlich oder gesellschaftspolitisch gemeint sind, würde sich der Konflikt abkühlen. Diskurstheoretische und dekonstruktionistische Thesen beziehen sich auf das Zustandekommen und die Verwendung von Wissen, nicht auf die Sachnatur der Dinge; sie befinden sich nicht in Konkurrenz mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis. (Ob sie selbst das immer so klar vor Augen haben, steht auf einem anderen Blatt.)

Einmal, bei Hannelore Bublitz, tritt an die Stelle der unverfügbaren Natur nunmehr der Diskurs, ebenfalls unverfügbar und eine „körperhafte Gestalt“ annehmend (Bublitz, 2018, 32). Wie wenig aber dieses Denken der Materialität der Körper entkommt, zeigt die kühne Idee, im Diskurs einen „physikalischen Begriff“ zu sehen, ja einem *Diskurs* den Status einer *Sache* zuzusprechen (ebd.). Hier wird offensichtlich mit bloßen Umbenennungen operiert und der überkommenen Begrifflichkeit einige Gewalt angetan. Bei einer Philosophin wie Judith Butler, die die fachübliche Freiheit zur Spekulation und für Sprachakrobatik in Anspruch nimmt, sei dies nachgesehen – oder als anregender Gedankenflug begrüßt. Aber ein tatsachenorientiertes Fach wie die Sexualwissenschaft wird Vorsicht walten lassen.

Der ontologische Anschein im Konnex zwischen Geschlecht und Sexualität lässt sich zurückführen (dekonstruieren) auf die menscheitsgeschichtlich früh erkannte Kausalität zwischen Koitus und Schwangerschaft. Diskursgeschichtlich wurde diese Erkenntnis von den Religionen aufgegriffen, wenn sie die Fruchtbarkeit als Teilerzählung in einen Schöpfungsmythos einbauten. Damit war zugleich das Sexuelle an eine Mann-Frau-Konstellation geknüpft. *Diese* Gedankenlinie kann heute nicht mehr die These vom vordiskursiven Konnex begründen.

Zwischenresümee

Die vorhandenen Diskurse erfassen einzelwissenschaftlich den Komplex, wie Geschlecht, Sexualität und der Sexualkörper gedacht werden können. Das wird dann disziplinspezifisch für die Geschichte des Komplexes durchgeführt (zusammenfassend dazu vgl. H. Stoff, 2008):

- für die Ontologie bei Judith Butler, Elizabeth Grosz, Elisabeth Probyn,
- für die Biologie und Physik bei Anne Fausto-Sterling, Donna Haraway,
- für die Geschlechterpolitik bei vielen der deutsch-schreibenden Autor_innen,
- für die Soziologie bei Nina Degele, Sabine Hark
- und in weiteren Fächern wie Jurisprudenz und Moraltheologie.

Die allermeisten Analysen zum Thema Gender und Sexualität fokussieren nicht den Prozess des Begehrens; vielmehr suchen sie in der Sexualität einen Schlüssel zur Hierarchie der Geschlechter, des Patriarchats, der Männerdominanz, der Frauenunterdrückung. Sie diskutieren das im theoretischen Rahmen von Macht und Herrschaft. Der erkenntnispraktische Weg läuft über die Auflösung des Ursprünglichen in der Mann-Frau-Zweiheit. Die Geschlechtsprägung des Körpers erscheint hier als eine ärgerliche Tatsache, deren Einfluss minimiert werden müsse. Dass diese Geschlechtsprägung für das Zustandekommen von Sexualität so wichtig ist, wird ignoriert oder als störend bewertet.

Selbst eine Autorin wie Cornelia Ott, die sich in diesem Diskurs ausnahmsweise der *nichtproblematisierten* Sexualität widmet, trennt diese von der Genderthematik und resümiert: „Bestätigt hat sich, dass ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ nicht als kausal verschränkte Bereiche sozialer Praxis angesehen werden können“ (Ott, 1998, 177). Das ist eine viel zu weit gehende Feststellung, selbst wenn es der Autorin nur darauf ankäme, den Determinismus von Binarität und Heterosexualität auszuhebeln. Da dieser politische Erfolg inzwischen erreicht wurde, kann nun vielleicht doch wieder gefragt werden, wie ein kausaler Beitrag der Geschlechtsspezifik zum Begehrens geschehen aussieht.

Von welchen Grundvorstellungen wird ausgegangen, um das Thema Geschlecht-und-Sexualität zu durchleuchten? Im durchgesehenen Schrifttum überwiegt eine bedenkliche Strategie: Ausführliche Literaturberichte ersetzen die Formulierung der eigenen Position bzw. sollen diese markieren. Ermüdend wirkt das Nachbeten der sexual- und gendertheoretischen Prominenz. Nicht selten werden die dergestalt eingenommenen Standpunkte im Laufe eines Textes vergessen, modifiziert oder verlassen.

Die beiden Hälften des Mondes

Im Zeitablauf der verschiedenen Diskurse verhalten sich der queertheoretische und der sexologische Ansatz zueinander wie die beiden Hälften des Mondes – mal ist die eine, mal die andere sichtbar. Derzeit wird das Geflecht von Geschlechtlichem und Sexuellem von der Queer-Theorie kritisch beleuchtet, während die sexualwissenschaftliche Sicht zurücksteht. Die Sexualwissenschaft i.e.S. müsste Analysen zu den tatsächlichen Abläufen und deren Engpässen vorlegen, statt nur Diskurse zu betrachten. Die eine Perspektive richtet sich auf die empirische Realität, die andere auf Geschriebenes und Gesprochenes. Zugespielt: sexologisch interessiert weniger, wie über etwas gedacht und geredet wird, sondern wie reguliert und gehandelt wird. Doch darüber bleiben Diskursanalysen wesensgemäß stumm. Sie nehmen beispielsweise zur Kenntnis, dass Begehren und Fortpflanzen sich entkoppelt haben, und bauen darauf ganze Denkbauwerke; aber sie sagen nicht, wie die Entkopplung verlief und sich heute weiterhin auswirkt. Das geben die untersuchten Texte auch nicht her, sodass man sich mit dem unspezifizierten und generalisierten Faktum der Entkopplung begnügt, so als läge es unmittelbar vor uns und wäre nicht seinerseits nur ein theoretisches Konzept.

Obwohl viele Vertreter_innen der Queer-Theorie einer der sexuellen Randgruppen angehören, und sie schon deswegen jeglicher Naturalisierung widerstehen, sagen sie wenig dazu, wie Sexualität zu konzipieren ist. Daher tun sie sich oft leicht, das Sexuelle zu einem leicht formbaren Geschehen zu erklären, obwohl ihre Lebenserfahrung sie anderes gelehrt haben muss. Beim Übertritt zum Intersektionsansatz ging dieses Interesse vollends verloren; denn hier werden Fragen der Herrschaft, Unterdrückung und Benachteiligung verhandelt. Die Sexualdimension wird nunmehr in Begriffen von Gender bedacht. So zum Beispiel Nina Degele und Gabriele Winker an dieser Stelle: „Damit integrieren wir in diese Strukturkategorie Geschlecht die in intersektionalen Zusammenhängen oft vorgeschlagene Kategorie Sexualität und trennen nicht künstlich Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung.“ (Degele & Winker, 2011, 63)

Wie das Gender-Denken die Sexualität von der Binarität der Körpergeschlechter abgenabelt hat, wird von Reimut Reiche prägnant aufgezeigt. „*Gender* [...] lebt von der Kraft, mit der es sich von *sex* abstößt.“ (Reiche, 2004, 115) Judith Butler ersetze ‚Materie‘ durch ‚Materialisierung‘, herbeigeführt durch eine Macht namens Hetero. „*Hetero* nimmt in Butlers System die geleugnete essentialistische Stelle ein, von der aus gedacht wird.“ (Ebd., 137) Reiche belegt das überzeugend an den beiden meistgelesenen und -zitierten Büchern Butlers aus den Jahren 1991 und 1993. Ironisch kommentiert er, hier komme „aufs Neue zum

Ausdruck, wie sehr Kunst und Sexualität in ihren Tiefenschichten übereinstimmen“ (ebd., 138).

Der Zusammenhang zwischen männlichem Geschlecht und Sexualität wird fast nur auf der Ebene von Konflikt und Problematik besprochen: als sexuelle Gewalt gegen Frauen, als Risiko für die Übertragung von Krankheiten sowie als stigmatisierte Homosexualität. Ähnlich eingeschränkt zeigt sich die Thematisierung auf der weiblichen Seite: hier geht es um Frauen als Opfer und als Mütter. Der Normalfall des Begehrens wird vergessen.

Wider die Idee einer Entkoppelung

Das Verknüpftsein von Zweiergeschlecht und Sexuellem steht als Idee von altersher. Die Menge der ethnologisch auffindbaren Kulturformen mit zwei Geschlechtern und damit verbundener Wechselseitigkeit des Begehrens ist so überwältigend (bzw. erdrückend), dass es schwerfallen dürfte, diese Wucht an Evidenz, Institutionen und Wissen zu durchbrechen und das, worauf die Queer-Theorie zielt, aus dem Ausnahmestatus herauszuholen. In den als vierter Band seiner Denkgeschichte der Sexualität erschienenen Textanalysen zeigt Michel Foucault, wie Augustinus die Wolllust (*libido*) abhandelt: innerhalb einer Ehe und hier als selbstverständliches Geschehen zwischen Mann und Frau (Foucault, 2019, 434–481; zum Geschlechterdoppel z.B., 446) – also als Fundament des seitdem herrschenden Sexualreglements.

Wie heute Geschlecht und Sexualität zusammenhängen, analysiert der Kultursoziologe Andreas Reckwitz. Einsetzend mit der bürgerlichen Moderne und hier insbesondere in der Romantik wurde ein Liebescode eingeführt, der Männlichkeit und Weiblichkeit „als grundlegende Subjektdifferenz und als natürliche Komplementarität zugleich“ (Reckwitz, 2006, 221) ausweist. Da jeder der beiden Geschlechtstypen als unvollständig und unbalanciert erscheint, bedürfen sie der Komplettierung durch die andere Seite. Die grundsätzliche Verschiedenheit und das faszinierend Fremde, statt einer charakterlichen Ähnlichkeit, bringen die Intimität auf den Weg. In besonderem Maße sei es der Mann, der zu komplettieren sei. Für die romantischen Subjekte geschehe das in der Praxis durch Sexualität – nicht nur im Geiste, sondern auch durch die Körper (ebd., 221). In der Postmoderne mag sich das sexuelle Subjekt erneut ändern, und zwar (nur bzw. zuerst) in den gegenkulturellen Milieus, wie Reckwitz sie nennt, im Unterschied zur organisierten Moderne der Angestelltenkultur. Hier will das Subjekt vor allem sein eigenes Begehren befriedigen, andere Personen werden als Instrumente dessen wahrgenommen. „Gegenkulturelle Sexualität ist in diesem Sinne eine individualästhetische und im Kern

autoerotische Praxis. [...] das Vergnügen ist letztlich eines am eigenen Körper, am eigenen Begehren.“ (Ebd., 484). Die Milieugebundenheit macht verständlich, warum manche so vehement auf die Entkoppelung von Geschlecht und Sexualität pochen. Aber die Begrenztheit eines Publikums, das sich der Postmoderne und der Gegenkultur verschreibt, schränkt den Wirkungsradius dieser Art von Subjektbildung ein. Auszuschließen ist allerdings nicht, dass eines Tages auch weitere Kreise sich darin wiederfinden.

Angesichts der langen und tief verankerten kulturellen Selbstverständlichkeit, Geschlecht (und dessen Differenziertheit) als mit dem sexuellen Erleben eng verbunden zu denken, fehlt es an Alternativkonzepten. Und es fehlt bedauerlicherweise auch an Studien, in denen vorgeführt wird, in welcher Weise die beiden Bedeutungsschichten voneinander profitieren und sich wechselseitig bedingen. Einer der wenigen Versuche steht bei Sophinette Becker, die den poststrukturalistischen Gendertheoretikerinnen vorhält, dass ihnen zur Sexualität außer einem allgemeinen Plädoyer für frei flottierende Vielfalt nichts einfallt: „Begehren setzt jedoch Differenz und damit Fremdheit voraus, *auch* in homosexuellen Beziehungen“ (Becker, 2007, 60). Eine starke These! Nur um die Anerkennung gleichgeschlechtlichen Begehrens zu forcieren und die Erscheinungsformen der Heteronormativität zu kritisieren, müssen wir nicht das eigentlich Sexuelle beschweigen und das Faktum der Zweigeschlechtlichkeit wegređen. Allerdings stellt man sich dann gegen die aktuell kräftigste Diskursströmung.

Sigmund Freud ging davon aus, dass die Geschlechtsidentität sich aus einer bisexuellen Grundlage heraus entwickelt, meint damit aber bloß den Anfang und nicht das Resultat. Aus der Mischung von weiblichen und männlichen Anteilen entsteht schließlich eine stabile Identität als Frau bzw. Mann; beide können auf flexible Weise handeln, so wie ihr jeweiliges Milieu das nach weiblich/männlich klassifiziert. Beispielsweise können sie sich ‚aktiv‘ oder ‚passiv‘ verhalten, ohne dass dadurch ihr Geschlechtsempfinden ins Wanken geriete. Wohlgermerkt: die auf die anatomischen Körperunterschiede aufgebaute Geschlechtsidentität ist das eine, die kulturelle Typisierung als weiblich bzw. männlich ist das andere. Nicht zufällig rügte Judith Butler (2001, 128), Freud habe einen zu engen Bezug zwischen Geschlechtszugehörigkeit und Sexualität angenommen. Auch die heutige Psychoanalyse, soweit von männlichen Autoren formuliert, gründet die männlich-sexuelle Handlungsfähigkeit „auf dem im Körperbild verankerten sicheren Gefühl der Konstanz der eigenen phallischen Geschlechtlichkeit“ (Damasch et al., 2009, 12).

Eine differenzierte, freudianisch konzeptualisierte Darstellung, wie sich die Persönlichkeit des männlichen Kindes (anders als die des weiblichen) entwickelt, legte der kalifornische Psychoanalytiker Michael Diamond vor. Diese ausführliche Arbeit wird häufig zitiert; etwas Vergleich-

bares aus deutschsprachiger Feder ist bezeichnenderweise nicht zu finden. Löblicherweise will Diamond den Gegensatz zwischen Sozialkonstruktivismus und biologischem Essenzialismus überwinden. Er betont den „männlichen phallischen Narzissmus“ (Diamond, 2017, 82) und die primäre Verwundbarkeit des Mannes. Der heranwachsende Junge durchlebt geschlechtsspezifische Krisen, deren erfolgreiche Bewältigung ihn zu einer „reifen, aber fluiden (statt fixierten) Maskulinität“ leitet (ebd., 82). Es versteht sich, dass die von Diamond beschriebene Entwicklung nur für Personen mit als männlich konnotierten primären Geschlechtsmerkmalen gilt, sodass hierin eine nur für diese Kategorie wirksame Verbindung zu ihrem Sexualhandeln etabliert wird.

In der empirischen Studie von Monika Götsch unterscheiden die 12- bis 20-jährigen Jugendlichen, die dort über ihre sexuellen Erfahrungen und Einstellungen berichten, ganz selbstverständlich zwischen „Jungen“ und „Mädchen“. Die Studie selbst, wiewohl heteronormativitätskritisch grundiert (Götsch, 2014, 12), beugt sich der von den redenden Befragten benutzten Verkoppelung der Dimensionen. Götsch muss erkennen: „Dieses Wissen über Sexualität und Geschlecht ist tief in unserem Alltagswissen verankert“; zu untersuchen bleibt dann bloß: „Aber wie wissen wir dieses Wissen?“ (ebd., 11). Aufgebrochen wird die Eindeutigkeit nur durch die Dimension Weiblichkeit/Männlichkeit, die nicht immer mit der Binarität Mädchen/Junge übereinstimmt (ebd., 249f). Darüber hinaus stiftet die Dimension homo-/heterosexuell neue Kategorien. Aber als „normal“ werden die Spezialfälle von den Jugendlichen nicht angesehen. „Die Komplexität der geschlechtlich-sexuellen Welt“, wenn sie denn wahrgenommen wird, wird von ihnen sogleich wieder „im Sinne der Heteronormativität“ reduziert, „insbesondere um Hierarchisierungen aufrechtzuerhalten“ (Ebd., 251). So denkt die Generation, die sich gegenwärtig anschickt, gesellschaftlich den Ton anzugeben: „Unumstößlich beständig ist die Zweigeschlechtlichkeit, mit der Geschlecht und Sexualität eingeordnet und hinsichtlich dieser Ordnung als bipolar und hierarchisch plausibel werden.“ (Ebd., 258) Veränderungen wie Individualisierung und Pluralisierung werden nur auf rhetorischer Ebene erkannt und kommuniziert.

Wann dieses Wissen erworben wird, zeigt die ethnographische Studie von Anja Tervooren: in der unmittelbar vorangehenden Lebensphase, am Ende der Kindheit. Jetzt, zum Ende der Grundschulzeit hin, wird die Geschlechtertrennung rigider und gleichzeitig werden die Kinder immer dringlicher aufgefordert, sich heterosexuell zu positionieren. Tervooren versteht unter Begehren „die drängende Energie, die sich auf ein Gegenüber richtet“. Und sie sagt: „Geschlecht kann nicht ohne Begehren und Begehren nicht ohne Geschlecht untersucht werden“ (Tervooren, 2006, 226).

Solange eine übergroße Mehrheit ihr Begehren auf das andere Geschlecht richtet bzw. sich so verhalten zu müssen glaubt, bleiben Geschlecht und Sexualität eng verbunden. Das gilt vor allem für Männer aufgrund einer positiven Lebenserfahrung mit der eigenen Mutter; gerade sie verteidigen besonders heftig die Heteronormativität und bestehen darauf, entsprechende Erlebnisse zu haben. Frauen halten es mit der Norm und dem Erlebniswunsch lockerer, aber in der Tendenz ebenso. Das heißt, sowohl in der Deutung als auch in der Realisierung des eigenen Begehrens wiegt die Geschlechtszugehörigkeit des Gegenübers am höchsten bzw. setzt den *primacy effect*, wenn eine Auswahlentscheidung zu treffen ist. Dies beruht allem Anschein nach nicht auf einer biologischen Kausalität, sondern folgt einem kulturell vermittelten Zwang. Der Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität ist kontingent, aber er ist vorhanden.

Queer-Theorie

Und genau an dieser Stelle – der Möglichkeit, den Zusammenhang auch anders zu denken und zu gestalten – setzt die Queer-Theorie an und wendet sich gegen die kulturelle Universalie verschiedener Versionen von Heteronormativität – mit dem Ausgangsgedanken, den etablierten Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität aufzulösen, und zwar über einen Umbau bestehender Herrschaftsverhältnisse. Bewerbstelligen sollen dies die Unterlegenen der bisherigen Ordnung, insbesondere Frauen, Gleich- und Transgeschlechtliche – letztlich aber auch die Privilegierten, um die Kosten ihrer Dominanz zu senken. Anzusetzen sei etwa in den Sphären der Bildung: „Die Analyse erziehungswissenschaftlicher Diskurse und pädagogischer Konzepte unter Rückgriff auf Perspektiven der Queer Theory ermöglicht sowohl machtdestabilisierende wie machterfestigende Konstruktionsmechanismen nachzuzeichnen und aufzuzeigen, wie diese die heterosexuelle Matrix der Macht zugleich aufbrechen und bestätigen“ (Hartmann, 2004, 264).

Nun kommen einerseits aus der Homosexuellenkultur, sowohl in der realen wie in der wissenschaftlichen Welt, mehr Belege für den Konnex als für die Entkopplung von Begehren und Binargeschlecht. Andererseits stammen viele Grundtexte der Queer-Theorie aus jenem Lager (ohne dort bislang zur Grundlage der Selbstdeutung geworden zu sein). Der nur allzu berechtigte Wunsch, der weiterhin grassierenden Homophobie auch gedanklich etwas radikal Anderes und Verunsicherndes entgegenzusetzen, nährt die Ideenproduktion zur Entnaturalisierung des Sexualdenkens. Erkenntnistheoretisch sind die Thesen gut durchdacht und können im philosophischen Diskurs durchaus bestehen. Sie haben viele überzeugt und ein riesi-

ges Korpus an Sekundärliteratur im Gefolge. Das bedeutet allerdings nicht, dass sie sich durchgesetzt hätten. Sie bereichern die Welt metaphysischer Thesen um eine reizvolle Option, die nun neben vielen anderen steht. Da die bislang vorherrschende Meinung, sowohl im Alltag wie in der Lebenswissenschaft, der Physiologie des Geschlechtskörpers den Primat einräumt und sich auf kulturellen Selbstverständlichkeiten ausruht, sind Gedankenschlachten, die eine Entscheidung im Theoriekonflikt bringen könnten, bislang ausgeblieben.

Sexualwissenschaftliche Perspektiven

Angesichts der ebenso reichhaltigen wie verworrenen Diskurslage ist eine Vorbemerkung angebracht. Über das Verhältnis von Geschlecht und Sexualität muss auch empirisch-sexologisch nachgedacht werden. Ontologische Aussagen mit universalhistorisch-überkulturellem Wahrheitsanspruch sind möglich, bleiben aber spekulativ und rekurren meist auf passend ausgewählte Fakten. Gewöhnlich generalisieren sie bloß Einsichten vom Standpunkt des Betrachters aus, bleiben also an dessen Erfahrungen und Lektüren gebunden. Daher ist es überzeugender, die Erkenntnisse der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zu verwenden, auch wenn das Resultat nur für die in Betracht gezogene Kultur gilt und später von neuen Erkenntnissen überholt werden wird. Ebenso unbefriedigend wie die reine Ontologie sind andere Zweige der Metaphysik, wie Logik und Erkenntnistheorie, wenn die Aussagen allein auf sie gestützt werden. Diese Anmerkung (mit den etwas trivial anmutenden Begründungen für das eigene Vorgehen) ist deswegen angezeigt, weil das Themenfeld Geschlecht-und-Sexualität von komplexen Theorien spekulativen Charakters durchzogen ist, zu schweigen von den politisch-moralisch grundierten Projekten, wohingegen die empirisch begründeten Erkenntnisse rar geblieben sind.

Diskursanalysen untersuchen keine Praktiken, sondern Gedankengänge. Vorhandene Praxen wiederum können einen Diskurs weder bestätigen noch widerlegen. Was in beiden Welten zu beobachten ist, geschieht logisch unabhängig voneinander; die Bezüge zwischen den Ereignissen sind kontingent und werden empirisch analysiert, weswegen wir uns auch der sexuellen Handlungswirklichkeit zuwenden müssen.

Einige Konzepte

Auf die Gefahr hin, dass die Lektüre dieses Aufsatzes hier abgebrochen wird, stelle ich meine Konzepte vor, mit denen die aufgeworfenen Fragen behandelt werden, und zwar möglichst jargonfrei. Zu jedem Satz oder Wort gibt es andere Meinungen; hoch ist das Risiko, ins falsche ‚Lager‘ gesteckt zu werden. *Sexualität*: Sexuell ist ein Handeln dann, wenn es das genitale Empfindungsvermögen in Gang setzt, wobei körperliche und emotionale Kommunikation mit anderen stattfindet. Im Grenzfall kann dies auch virtuell oder mit sich selbst geschehen. *Geschlecht-und-Sexualität*: Die Handelnden machen sich von ihrem Gegenüber ein Bild, das nicht notwendig, aber zuallermeist nach Geschlecht und weiteren Merkmalen (Alter, Körpergestalt, Aura, Ethnie u.v.a.) gezeichnet wird. Das dargestellte und wahrgenommene Geschlecht trägt körper- und charakterbezogene Züge; es wird nach weiblich-oder-männlich unterschieden. Mischverhältnisse kommen vor, dritte und weitere Geschlechter sind bislang nicht etabliert. *Weiblichkeit und Männlichkeit* sind keine Polaritäten, sondern zwei eigenständige Register mit wechselnden Inhalten auf einer Skala von Viel-bis-Wenig. Jedes Individuum weist Merkmale aus beiden Registern auf, auch ohne dies mit der Geschlechtsdimension in Verbindung zu bringen. Der *Binarismus* – jeder Mensch wird nach einem und nur einem der beiden anatomischen Geschlechtsformen gekennzeichnet – ist eine überaus ärgerliche Tatsache: Er konfrontiert Kinder und Jugendliche mit schwierigen Anpassungsaufgaben, er zwingt Intersexuelle zur Vereindeutigung, er erschwert den Wechsel zwischen den Genderschablonen. Auflockerungen des Zuordnungszwangs, wie sie andere Kulturen zustande bringen, sind auch für uns denkbar und erwünscht. Allerdings besitzt eine so verstandene Binarität – mit dem Raum für Misch- und Drittformen – den Rang einer globalkulturellen Universalie, und sie verfügt über eine ‚gattungsgeschichtliche‘ Verankerung. Daran zu rütteln verbraucht viel intellektuelle sowie sozio-politische Energie und würde einen weiteren Versuch bedeuten, der Welt eine westliche Idee aufzudrücken.

Die Geschlechtsgeprägtheit mischt sich ins Sexualgeschehen ein, ohne dass wir uns dieses als binaristisch und biologiegesteuert vorstellen müssen. Wir können von einer Zweiertypik Frau/Mann ausgehen (ohne dass sie nun auf sämtliche Menschen passt), und wir können zwei, ja sogar drei Register annehmen: eines zum Körpergeschlecht nach maskulin/feminin, welches für die meisten Fälle als dichotom Mann/Frau gesetzt werden darf; ein doppeltes zweites für die kulturell variierenden Sozialcharaktere a) weiblich und b) männlich, aus denen sich jedes Individuum seine Geschlechtsidentität schafft – und das im Lebenslauf veränderlich und zudem überaus ideologiefähig ist.

Mit diesen – zugestanden: grob umrissenen – Grundkonzepten verstoße ich gegen manchen Konsens der aktuellen kritischen Gendertheorie. Da gilt Sexualität vor allem als ein Machtgeschehen, die Geschlechterordnung arbeite androzentrisch, die Randphänomene würden zu Unrecht peripherisiert. Beispielsweise überschreibt Corinna Genschel ein Kapitel mit „Die Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität“ (Genschel, 2003, 172–179). Das Sexuelle wird dort vornehmlich entlang von Spaltungslinien betrachtet – nach hetero/homo, Mann/Frau, cis/trans, normal/deviant. Dabei löst sich sein genereller Charakter als menschliches Ausdrucks- und Handlungsvermögen auf. Dieser enge und allzu oft repetierte Fokus verfehlt die hier aufgeworfenen Fragen, da etwas auf der Strecke bleibt: der eine intensive Lust versprechende und vermittelnde Gehalt des Begehrens sowie der dies strukturierende Einfluss des Körpergeschlechts. Die Sexualwissenschaft könnte hier intervenieren, tut es aber nur selten.

Sexualität, verstanden als das Handeln von Subjekten, ereignet sich durch das begehrende Interpretieren einer anderen Person. Die hierbei eingesetzten Skripte zielen auf deren sinnliche Beschaffenheit, und Körper stehen dabei im Zentrum: Sie sind das Instrument des eigenen Handelns und Zielpunkt beim Gegenüber, und an ihnen vollzieht sich das sexuelle Erleben. Die hier auftretenden Leiber werden nach binärem Geschlecht wahrgenommen. (Die allfälligen Ausnahmen stören diese Generalisierungen keineswegs: Da mag es nicht eine andere, sondern die eigene Person sein, die erotisiert wird, oder ein Tier oder irgendein Gegenstand, alles mag sich in bloßer Phantasie vollziehen usw. – es bleibt beim Vorbild der Begegnung mit anderen.) All diese Dynamiken gehören einer bestimmten Kultur an, sind also in diesem Sinne ‚konstruiert‘ statt ontologisch-naturgegeben; allerdings reduziert sie diese Einordnung nicht darauf, bloß ein Produkt von Rhetorik oder Diskursen zu sein. Es handelt sich um kulturelle Regelsysteme, die mit der vorgefundenen Körperlichkeit fest verklammert sind. Da einige zentrale Vorgänge sexuellen Erlebens nicht willensmäßig zu beeinflussen sind, richten Wünsche nicht viel aus.

Für jedes der beiden Geschlechter bestehen unterschiedliche Zugänge zur Sexualität. Weitere Differenzierungen bilden sich vor dem Hintergrund des sozialen Milieus, der Generation, des ethnokulturellen Selbstverständnisses usw. heraus. Die Versionen, Geschlechtlichkeit zu leben, sollten in den Blick genommen werden, bevor zu einem sie alle übergreifenden Binarvergleich Frauen-Männer geschritten wird. Erst danach lässt sich die Behauptung seriös prüfen, dass Frauen das Sexuelle anders gestalten als Männer. Denn es ist ja weniger die physische Konstitution, welche den Unterschied hervorbringt, als die soziokulturelle Subjektformung. Wahrscheinlich muss ohnehin die einfache Dichotomie Mann-Frau verabschiedet und durch

ein komplexeres Konzept ersetzt werden, um den Konnex zwischen Geschlecht und Sexualität zu sehen. Damit gelangen wir in den Bereich der Gender-Theorie, und an die Stelle der Zweiteilung treten die Multiplexe von Weiblichkeiten und Männlichkeiten sowie weitere Versionen von Geschlecht. In jeder dieser Konzeptionen hat auch die anatomische Beschaffenheit einen Platz, ohne das Ganze zu determinieren. Und jede der Konzeptionen setzt einen Deutungsrahmen, wie die Person ihr sexuelles Vermögen handhaben kann.

Bei einer so körperzentrierten Aktivität wie der sexuellen markiert die Verletzlichkeit einen wichtigen Gesichtspunkt. Die Geschichtsschreibung zur Schnittstelle zwischen Gewalt und Geschlecht enthält, auch abseits aktueller Problematisierung, eine Fülle an Daten (bsw. Loetz, 2012).

Wenn in der Lebensrealität Körper und Psyche sich nicht voneinander trennen lassen, denn die psychischen Prozesse finden im Körper statt, und wenn das Sexuelle ein sowohl körperlich wie psychischer Prozess ist, dann bindet sich tatsächliches Sexualerleben fest an das im Körper manifestierte Geschlecht. Geschlechtsfreie Ereignisarten des Sexuellen lassen sich nur in Gedanken herstellen. Sexuelles Geschehen so eng mit der Geschlechtsdimension zu verknüpfen bedeutet keine Stellungnahme zu den alten Debatten über Natur vs. Kultur, Anlage vs. Umwelt, Biologie vs. Geistes- und Sozialwissenschaften. Nicht einmal die Unterscheidung *sex* vs. *gender* wird bemüht. Die meisten Erkenntnisse aus diesen inzwischen abgeschlossenen Kontroversen vertragen sich mit der Annahme, dass Geschlecht und Sexualität einander bedingen – sei es nun hormonell, evolutionistisch, sozialisatorisch, ontologisch, diskursgeschichtlich und so weiter. Ein Exempel dafür bietet die Biologin Anne Fausto-Sterling, die eine ‚konnektionistische‘ Sichtweise propagiert, worin die Einsichten verschiedenster Schulen einen Platz finden können (Fausto-Sterling, 2000, 1–29).

Die Eigenstruktur des Sexuellen

Gegenüber den zahlreichen Diskursen zum Konstruktionscharakter, zur Machtdurchdrungenheit und Androzentrik bleibt doch die Frage, ob das sexuelle Geschehen nicht eine eigenständige Kraft besitzt, die jenen Indienstnahmen trotz. Es beruht auf einer körpernahen und affektmobilisierenden Disposition, die ihr Potenzial in jedem Menschen anmeldet (einschließlich der sogenannten Asexuellen, die zu einem derartigen Selbstbild erst nach Auseinandersetzung mit ihrem Begehrensvermögen gelangen). Aktiviert wird die sexuelle Disposition durch den ursprünglichen Sozialcharakter des Menschen, der zur Interaktion mit anderen gedrängt ist, weiterhin durch Funktionalitäten wie

Reproduktion und Familienbildung, durch die Erinnerung an die Symbiose mit der Mutter und durch die frühkindliche Genitalaktivität. Die Fähigkeit zum Erleben körperlich vermittelter Lust prägt die Affektstruktur – vor und jenseits aller Geschlechtssozialisation und Zurichtung des Emotionshandelns. In das Dreieck zwischen Körper, Affekt und Interaktion dringen von außen viele Mächte ein und machen sich das Kraftfeld zunutze – übrigens wie in jedem anderen Lebensbereich auch. Aber gänzlich vereinnahmen können sie das Sexuelle nicht. Dieses entfaltet sich im Zusammenwirken mit den Sinnbereichen der Erotik und der Liebe. Daraus entsteht keine romantische Idylle, sondern ein hochkomplexes Handlungsfeld, das bislang (noch) nicht entzaubert und trivialisiert worden ist.

Affekte

Es sind vor allem Gefühlsspannungen, anhand deren sich das Lustvolle einer sexuellen Begegnung konstituiert; hier bauen sie sich auf und führen zu einem Erleben eigener Art. Das Spannende entwickelt sich entlang symbolischer Dimensionen – stark/schwach, aktiv/passiv, hart/weich, initiativ/abwartend, fremd/bekannt, neu/gewohnt, selbstbewusst/schüchtern, mächtig/unterlegen, abwartend/entgegenkommend u.v.a. Einerseits gehört der Unterschied männlich/weiblich in diese Aufzählung hinein, andererseits werden die Polaritäten oft in der Geschlechterdifferenz gebündelt, was die Orientierung bei der Partnerselektion vereinfacht, nicht notwendig zwar, aber typischerweise. Das Angebot an sexuellen Skripten bedient sich in wechselnden Kompositionen an dem Konvolut gegensätzlicher Merkmale. Das lässt sich leicht an Skripten wie Eroberung, Verführung, Abwechslung, Rollentausch oder Domina nachvollziehen. Kein Individuum ist auf ein einziges davon festgelegt; und noch innerhalb einer bereits laufenden Interaktion kann von dem einen zu einem anderen gewechselt werden. Immer geht es um das Spiel mit Erwartungen, Entdeckungen und Überraschungen. Harmonisch ausgehandelte Konstellationen und routiniert wiederholte Abläufe tendieren zur Spannungslosigkeit und lassen, wie bekannt und beklagt, Langeweile aufkommen. Dieser Grundzug einer sexuellen Interaktion – soweit sie auf Begehren und nicht anderen Zielsetzungen beruht – drückt sich typisiert in der Geschlechterdifferenz aus.

Aufbau, Aushalten und Auflösung von Spannung durchziehen das Genusserleben bei der Sexualität. In der zuvor genannten großen Zahl symbolischer Dimensionen, die sich zur Inszenierung solcher Situationen anbieten, bildet nun der physische und sozial gedeutete Geschlechtsunterschied nur eine unter vielen der kombinierbaren Optionen. Aber unübersehbar haben wir es bei ihm mit der häufigst benutzten und normativ am stärksten unter-

stützten Möglichkeit zu tun. Die meisten, ja allermeisten Menschen bevorzugen dieses Kriterium als primäre und gewichtigste Eigenschaft, wenn sie jemanden begehren. Dadurch erscheint das Geschlecht als normaler, natürlicher, schöpfungsgemäßer usw. Standard einer ‚richtigen‘ Sexualhandlung. Den Beteiligten steht aber ein hohes Maß an Wahl- und Gestaltungsfreiheit zur Verfügung, gerade innerhalb einer sexuellen Interaktion; so können sie auf Zeit die Rollen tauschen und in ein anderes Sex/Gender eintauchen.

Der Geschlechtskörper

Wer über das Verhältnis zwischen Geschlecht und Sexuellem reden will, kann vom Körper nicht schweigen. Aber es führt nicht weit, jede Bezugnahme auf die anatomischen Unterschiede als „biologistisch“ zu markieren und dann vom Diskurs auszuschließen. Vielmehr müssen diese Unterschiede gesehen werden, um sie sodann zu interpretieren: Welche kulturelle Bedeutung wird ihnen beigemessen, wie werden sie in Interaktionen verwendet, wie prägen sie das Selbstverständnis des Subjekts, welche Auswirkungen auf nonsexuelle Felder machen sich geltend, welche alternativen Lösungen werden kulturvergleichend vorgefunden und bieten sich zur Übernahme an usw.?

Lassen sich Körper in (beliebigen) Präsenz-Interaktionen einsetzen, ohne ihre Sexuierung wahrzunehmen? Anders gefragt: Wieviel vom Körper bleibt im Blick, wenn die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale ausgeblendet werden? Das ist noch einmal etwas anderes als das bereits erwähnte *Undoing gender*, bei dem das soziokulturelle Geschlecht irrelevant wird. Mit einiger Anstrengung lässt sich das machen; aber in der erzwungenen Abwesenheit werden jene Merkmale umso wirksamer dabei sein. Erst im Verlauf einer routinierten Interaktion rücken nicht benötigte Merkmale der Beteiligten in den Hintergrund der Aufmerksamkeit.

Mit dem soziologischen Blick stellt Hannelore Bublitz fest, in der gesellschaftlich dominanten Auffassung seien sexuell attraktiv jene „Körper, deren Wahrheit im Geschlecht begründet ist“, relativiert aber mit Butlerschem Blick: richtigerweise seien es „solche Körper, in denen sich die Performativität des Geschlechts und der dargestellten Geschlechternormen materialisiert“ (Bublitz, 2018, 170). So oder so – die sexuelle Anziehung geht von einem Körper aus, der ein bestimmtes Geschlecht aus- und darstellt, gleich welches Spiel dabei getrieben wird. Die erotischen Attraktionen unterscheiden sich geschlechtstypisch. *Er* wird bei ihr von anderen Dingen animiert, als *sie* bei ihm verführerisch findet. An dieser Stelle braucht jetzt kein Katalog von sexuell brauchbaren Merkmalen aufgestellt zu werden; es muss an die Intuition des lesenden Publikums appelliert werden,

wobei die Gefahr des Klischeevorwurfs in Kauf genommen wird. Ganz unplausibel aber wäre die Behauptung, es gäbe eine solche Differenz nicht. Was es tatsächlich nicht gibt, sind brauchbare Studien zu diesem Thema.

Der Prozess der Sexualisierung erfasste in der Moderne zuerst und bis heute am stärksten den Körper der Frauen. Die begehrenden Blicke zwischen den Geschlechtern wandern daher auf verschiedenen Wellenlängen hin und her. Behufs dessen machen sich Frauen in ganz anderer Weise und mit weit mehr Aufwand zurecht, bevor sie sich dem Blick eines oder vieler Männer aussetzen, als es vice versa geschieht (vgl. Degele, 2004, 130–139). Und dies keineswegs nur als ästhetisch angenehme Erscheinung, sondern oft auch als erotisch attraktiv. Mögen die Männer hierin auch aufgeholt haben, der Abstand bleibt.

Was ein Paar als Komplementarität von aktiv-und-passiv erlebt, sind eingeübte Körperpraxen, mit denen die eine Seite die andere anlockt, verführt und zum gemeinsamen Akt lenkt. Die Körper dieser Praxen sind moderne Erfindungen, wie wissenshistorische Studien seit den 1980ern überzeugend aufgewiesen haben. Erst in der Moderne, seit gut zwei Jahrhunderten wurden die Konzepte geschaffen, mit denen heute das sexuelle Handeln gerahmt wird. Eine Bestandsaufnahme zu körpernahen Vorgängen wie der Sexualität muss von deren Historizität (und nicht Naturalität) ausgehen, um nicht in eine essenzialistische Falle zu geraten. Hier gilt es freilich, nicht über das Ziel hinauszuschießen. Angetrieben vom Wunsch nach möglichst weitreichender Veränderung der Geschlechterverhältnisse kam es zu einer Auflösung des Körperbezugs. Den Körper und seine Anatomie als Konstrukt zu betrachten ermöglichte es, „sich von der Idee einer natürlichen Basis zu verabschieden und zu akzeptieren, dass es keinen kulturfreien Beobachtungspunkt bei der Beschreibung des Körpers gibt. Der Nachteil dieser Perspektive liegt aber darin, dass sie von den dinglichen Qualitäten des Körpers abstrahieren muss“ (Hirschauer, 2001a, 35).

Sexuelle Szenen

Partnersuche. In expliziten Kontaktanzeigen – früher auf bedrucktem Papier, heute in den Internetportalen – wird fast ausnahmslos nach einem der beiden Primärgeschlechter gesucht. Manchmal gibt es eine dritte Kategorie für allerlei ‚Besonderes‘. BDSM-Szenen teilen überwiegend nach hetero/homo, also auch nach dem Geschlecht der Dom-Position.

Genitalien. In der Gegenwart fokussieren sich Darstellungen des sexuellen Körpers auf die Genitalien. Früher waren solche Bilder entweder verpönt oder sie interessierten weniger. In der Malerei und Plastik der Renaissance gleich die weibliche Brust meist einer Knospe, der Penis ei-

nem minimalen Körperteil. Weniger Scham als mangelnde Neugier bewirkte das. Später wurden diese Partien verhüllt, weil Explizitheit nunmehr als obszön galt usw. Heute stehen primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale im Mittelpunkt erotischer Darstellungen – wohlgemerkt: binär kodierte Geschlechtsmerkmale. Die üblich gewordene Intimrasur macht das Fleischliche der Genitalien sichtbarer. Der Busch versteckte Vagina und Penis. Ohne nun die Bedeutung des Membrums übertreiben zu wollen, imponiert der seit einem halben Jahrhundert anhaltende Verkaufserfolg des Vibrators. Dieser durch Motorisierung ‚lebendig‘ gemachte Massagestab reflektiert den Beitrag einer Ausrüstung des männlichen Körpers zum sexuellen Geschehen. Anatomie ist ein kaum unentbehrlicher Teil im Schicksal der Lust.

Orgasmus. Der Orgasmus ist ein historisch recht neues Thema, sowohl in den wissenschaftlichen Sexualstudien als auch in den pornographischen Materialien. Seit Anfang des 20. Jh. avancierte er vor allem in der Ratgeberliteratur zum Gütesiegel für gelingende Ehen und Begegnungen. Erneut rückte damit das Gewicht der geschlechtsspezifischen Genitalien in den Vordergrund, zumal der Klitoris. Obwohl die Deutungsfigur des Orgasmus übergeschlechtlich gedacht ist, verengt sich der Diskurs dazu auf die jeweiligen (weiblichen resp. männlichen) Sonderbedingungen.

Pornographie. Was zeigen heute die zur Stimulation einer Erregung angebotenen obszönen Stoffe? Die Szenen sind nach körpergeschlechtlichen Dimensionen abgegrenzt, zu allermeist in binaristischer Manier, jedoch auch die Zwischenstufen finden sich in einer eigenen Abteilung, um den Vorlieben mancher Nutzer gerecht zu werden. Abgesehen von dieser Ausnahme konstituieren sich diese Materialien entlang der Geschlechtsdimension. Es ließe sich sogar sagen: Es existiert keine Pornographie, in der die auftretenden Personen nicht geschlechtlich konnotiert wären. Das heißt, sie sind es stets. (Dass eine anders, also genderblind aufgebaute Pornographie denkbar wäre, bleibe ausdrücklich unbestritten; nur: es gibt sie bislang nicht.) Die Mainstream-Produkte zeigen zwar verzerrte Geschlechterbilder, wie sie dem Stimuluszweck geschuldet sind, aber ein komplexes Geschlechterverhältnis mit beiderseits verteilter Aktivität und Passivität (vgl. dazu Lewandowski, 2012, 70–79). Wie in verschiedenen Epochen in obszönen Stoffen mit der jeweiligen Geschlechtszugehörigkeit der Akteur_innen gespielt wird, ist oft gezeigt worden. So stellte in den 1970er und 1980er Jahren der weibliche Körper das eigentliche Erkenntnisobjekt der Pornographie dar, wohingegen der männliche Körper nur stereotyp und meist gesichtslos gezeigt wurde (vgl. Eitler, 2008, 260).

Masturbation. Hier lässt sich sogar in der Grobkategorisierung ein massiver, sogar historisch belegter Unterschied feststellen: Männer tun es früher und öfter als Frauen. Und weil die Selbstbefriedigung kein Ersatz ist, wie

früher gern angenommen wurde, weil sie die mutmaßlich am häufigsten geübte Praktik ist, muss jene quantitative Differenz zwischen den Geschlechtern ernstgenommen werden. Sie hat Ursachen (in der Körpergestalt) und bleibt nicht ohne Folgen für das übrige Sexualhandeln von Männern im Vergleich mit Frauen.

Prostitution. Ein empiriesuchender Blick kommt hier näher an das sexuelle Geschehen heran als in den meisten anderen Feldern. Auf der Straße, im Laufhaus und in Massageannoncen zeigen sich die ihre Dienstleistung offerierenden Personen; auch über die Kundschaft ist einiges herauszubekommen. Die Geschlechtszugehörigkeit wird hier stets indiziert; und wenn sie nicht körperlich vorhanden, sondern kostümiert und erschminkt ist, wird sie doch dargestellt. Schillernde Zwischengestalten versprechen ein doppelgeschlechtliches Abenteuer – kein ungeschlechtliches.

Transgender. Wie sehr die (meisten) Männer auf das Geschlecht achten, zeigen die harschen Reaktionen, wenn ihnen hier etwas ihnen falsch Vorkommendes vorge-täuscht wurde. In der transvestitischen Maskerade als Frau oder als Transsexuelle erleidet ein sich anbietender Mann die sofortige Zurückweisung oder gar Gewalt, sobald der auf Sex erpichte Mann die Täuschung bemerkt.

Drag-Performanz. Solche Szenen gehören in die Kunst und Unterhaltungskultur, nicht zur Sexualität. In einer Drag-Vorführung verwischt bzw. verdreht die performende Person ihre Geschlechtszugehörigkeit; jedoch ins Bett steigt die Drag-Queen als Mann bzw. der Drag-King als Frau (wie mangels vorliegender Studien hier einmal vermutet sei). Der Fall ist für unser Thema besonders interessant, weil Judith Butler in ihrem meistbeachteten Buch (*Gender Trouble* von 1990) die Drag-Szene zum Ausgangspunkt genommen hat, um die Geschlechtskategorie, *sex* ebenso wie *gender*, grundlegend aufzulösen, indem diese auf die Begehrensform homo/hetero zurückgeführt (dekonstruiert) wird.

Degendering des Sexuellen?

Der Geschlechterforscher Michael S. Kimmel, dessen Lehrbuch *The Gendered Society* seit zwei Jahrzehnten in vielen Auflagen außerordentlich erfolgreich ist, sympathisiert mit einem *degendering*, also dem Prozess des Entgeschlechtlichen. Damit meint er nun nicht den Verzicht auf den Sinn dieser Dimension, also auf die Verschiedenheit von Frauen und Männern. Er wendet sich ausdrücklich gegen ein Entwicklungsziel wie Androgynie oder Geschlechtslosigkeit (Kimmel, 2004, 290). Die Unterschiede in den Privilegien zwischen den beiden Geschlechtern – vom *gender gap* über die gläserne Decke bis hin zur ungleichen Lastenver-

teilung und Viktimisierung von Frauen – können abgebaut werden, ohne die prinzipielle Differenz zwischen den Geschlechtern einzuebnen. Ein so verstandenes *degendering* sterilisiert nicht die Sexualität (Tobiasiewicz, 2017, 89).

Es gibt Bereiche des Handelns und Wünschens, wo Geschlecht, Sexualität und die Verkoppelung beider nicht als feststehend vorausgesetzt werden können. Hier entfalten sich vieldimensionale und fluide Geschlechtsidentitäten, ermöglicht durch einen Spielraum für Instabilität und Kontingenz. Die Queer-Theorie nimmt es für das Ganze, sieht zumindest hier das Versuchsfeld für eine vermehrte Flexibilität im Konnex von Geschlecht und Sexualität.

Warum wirkt der Konnex nicht für alle Begegnungen? Er ist kontingent, nicht von Natur gegeben oder konstitutionell verankert. Die Paarungen, die ersichtlich ohne Orientierung am Geschlecht des Gegenüber zustandekommen, lassen sich zwar als Ausnahmen von einer Regel darstellen. Aber die ‚Regel‘ beruht auf einer empirischen Häufigkeit, keiner biologischen Gesetzmäßigkeit. Der sozial institutionalisierte Konnex wird individuell erlernt, und zwar beim Erwerb der sexuellen Kompetenz. Es wird immer Individuen geben, bei denen der Normalismus nicht verankert wurde. Ihr Begehren findet nur schwer ein zum Mitmachen bereitendes Gegenüber, solange keine Subkultur die Gelegenheiten schafft.

Die Kontingenz im Verhältnis zwischen Gender und Sexuellem besteht in zweifacher Hinsicht: kollektiv in der Formung eines Wissens und Sollens, individuell in der Entwicklung der Persönlichkeit und Gestaltung des eigenen Lebens. Es öffnen sich also zahlreiche Zugänge für einen Wandel, wovon der Diskurs der Queer-Theorie nur einer ist. Je vehementer die Vorstellungen einer Geschlechtsidentität abgewiesen werden, desto eher wird ein Konnex Geschlecht-Sexualität verneint. Wenn die kategorialen Merkmale Frau und Mann nicht mehr im Selbstbild vorkommen und/oder beim Gegenüber wahrgenommen werden, muss sich das Begehren andere Anknüpfungen suchen.

Ein mögliches Nahziel, und das nicht nur aus taktischer Bescheidenheit, wäre der Versuch, den überkommenen Bestand an Institutionen, Wissen und Kulturwerken – mit einem Wort: ‚die‘ Heteronormativität – mit der Kritik daran zu versöhnen. Dazu müsste im Alltagswissen die bornierte Selbstgewissheit zur Natürlichkeit von Geschlecht und Begehren aufgegeben werden. Alsdann lässt sich ein Modus finden, in dem Frauen, Männer und Weitere sowie die Sexualformen gleichermaßen existieren können. Um dafür überhaupt erst eine Aufgeschlossenheit zu schaffen, dürfen, ja müssen radikale Angriffe auf verkrustetes Wissen gefahren werden.

Fazit

Lässt sich also eine vollgültige Sexualität ohne Bezugnahme auf das Geschlecht der Beteiligten *denken*? Ja; literarisch werden derartige Szenarien erschaffen. Ist eine solche Sexualpraxis in irgendeiner bekannten Kultur *empirisch auffindbar*? Allem Anschein nach nicht. An dieser Stelle kommen die vielen Situationen und individuellen Aussagen in den Sinn, in denen Sexuelles aufscheint, ohne dass Geschlecht aktualisiert wäre. Sie alle bezeugen die Möglichkeit der Sexualität-ohne-Geschlecht; aber sie beweisen nicht deren etablierten Ort in unserer Kultur.

Dagegen stehen nun die zahlreichen Situationen, in denen sich das Begehren als mit der Geschlechtszugehörigkeit der Beteiligten verbunden zeigt. Gewiss sind hier wie sonst die Sinnbezüge soziokulturell konstruiert und diskursiviert; aber die Tatsache des fortlaufenden Verbundenwerdens deutet auf einen prädiskursiven und vorkonstruktiven Zusammenhang hin, der nun keineswegs eine vorsoziale Wirklichkeit ist, sich aber auf eine Kritik als essentialisierend und reifizierend gefasst machen muss.

Wenn die Verknüpfung zwischen der erkennbaren Geschlechtszugehörigkeit und einem in der Begegnung aufflammenden Begehren nicht konstitutionell befestigt ist, sondern sich soziokulturell gebildet hat, dann ist sie veränderbar. Zumindest tritt sie in allen untersuchten Epochen, Gegenden und Milieus in verschiedener Form auf. Nachdenklich macht allerdings, dass sie nirgends verschwunden ist – außer in einigen utopischen Entwürfen (und für wenige Individuen, die behaupten, sich davon losgemacht zu haben). Doch auch kulturelle Universalien sind nicht in Stein gemeißelt, sie sind bloß Verallgemeinerungen auf dem jeweiligen Stande des Wissens. Sollte uns heute eine Sexualkultur bevorstehen, in welcher der Konnex Geschlecht-Sexuelles aufgehoben wird?

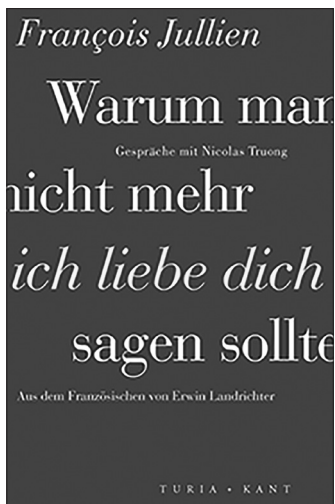
Literatur

- Aigner, J.C., 2017. Männlichkeit – ein neuer dunkler Kontinent der Psychoanalyse? In: Metzger, H.-G., Dammasch, F. (Hg.), *Männlichkeit, Sexualität, Aggression*. Psychosozial, Gießen, 19–34.
- Becker, S., 2007. Poststrukturalismus und Geschlecht. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (1), 52–68.
- Binswanger, C., 2020. *Sexualität – Geschlecht – Affekt*. Transcript, Bielefeld.
- Breidenstein, G., 1996. Geschlechtsunterschied und Sexualtrieb im Diskurs der Kastration Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Eifert, C. et al. (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktion im historischen Wandel*. Suhrkamp, Frankfurt/M., 216–239.
- Buchwald, C., Grieser, S., 2016. *Männlichkeitenforschung*. Bilanz und Perspektiven. *Feministische Studien* 34 (1), 141–143.
- Bublitz, H., 2018. *Das Archiv des Körpers. Konstruktionsapparate, Materialitäten und Phantasmen*. Transcript, Bielefeld.
- Butler, J., 1997. *Körper von Gewicht*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Butler, J., 2001. *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Butler, J., 2009. *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Dammasch, F., Metzger, H.-G., Teising, M. (Hg.), 2009. *Männliche Identität*. Brandes & Apsel, Frankfurt/M.
- Degele, N., 2004. *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Degele, N., Winker, G., 2011. Intersektionalität als kritisches Werkzeug der Gesellschaftsanalyse. In: Hess, S., Langreiter, N., Timm, E. (Hg.), *Intersektionalität revisited*. Transcript, Bielefeld, 55–75.
- Diamond, M., 2017. Männlichkeit – ein schwer zu fassender Begriff. In: Metzger, H.-G., Dammasch, F. (Hg.), *Männlichkeit, Sexualität, Aggression*. Psychosozial, Gießen, 35–90.
- Eitler, P., 2008. Die Produktivität der Pornographie. In: Pethes, N., Schicktan, S. (Hg.), *Sexualität als Experiment*. Campus, Frankfurt/M., 255–273.
- Fausto-Sterling, A., 2000. *Gender Politics and the Construction of Sexuality*. Basic Books, New York.
- Foucault, M., 1976. *Überwachen und Strafen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Foucault, M., 1977. *Der Wille zum Wissen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Foucault, M., 2019. *Die Geständnisse des Fleisches*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Genschel, C., 2003. Queer Meets Trans Studies. *Freiburger FrauenStudien* 12, 163–182.
- Götsch, M., 2014. *Sozialisation heteronormativen Wissens: Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen*. Budrich, Opladen.
- Goffman, E., 1994. *Interaktion und Geschlecht*. Campus, Frankfurt/M. EA 1977.
- Hark, S., 2010. *Lesbenforschung und Queer Theorie*. In: Becker, R., Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, 3. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 108–115.
- Hartmann, J., 2004. Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von Geschlecht und Sexualität. In: Glaser, E., Klika, D., Prengel, A. (Hg.), *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Klinkhardt, Bad Heilbrunn, 255–270.
- Hirschauer, S., 2001a. Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Ausg. 14: Heteronormativität, 29–60.
- Hirschauer, S., 2001b. *Das Vergessen des Geschlechts*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 41, 208–235.
- Holzinger, F., 2020. *Sich über Scham hinwegzusetzen hat etwas Ermächtigendes*. *Süddeutsche Zeitung*, 24. Juli 2020, 21.
- Kimmel, M.S., 2004. *The Gendered Society*. 2nd ed. Oxford, Oxford Univ. Press.
- Klünder, J.-P., 2017. *Politischer Pessimismus. Negative Weltkonstruktion und politische Handlungs(un)möglichkeit bei Carl Schmitt, Michel Foucault und Giorgio Agamben*.

- Transcript, Bielefeld.
- Krafft-Ebing, R. v., 1886. *Psychopathia sexualis*. Eine klinisch-forensische Studie. Enke, Stuttgart.
- Kraß, A., 2003. Queer Studies – eine Einführung. In: Ders. (Hg.), *Queer Denken*. Suhrkamp, Frankfurt/M., 7–28.
- Kutschera, U., 2016. *Das Gender-Paradoxon*. Mann und Frau als evolvierte Menschentypen. Lit Verlag, Münster.
- Laqueur, T., 1992. *Auf den Leib geschrieben*. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Campus, Frankfurt/M.
- Lenz, I., 2008. Raus aus dem kleinen Unterschied? In: Lenz, I. (Hg.), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 99–107.
- Lewandowski, S., 2012. *Die Pornographie der Gesellschaft*. Transcript, Bielefeld.
- Loetz, F., 2012. *Sexualisierte Gewalt 1500–1850*. Plädoyer für eine historische Gewaltforschung. Campus, Frankfurt/M.
- Mildenberger, F., 2004. *Allein unter Männern*. Helene Stourzh-Anderle in ihrer Zeit (1890–1966). Centaurus, Herbolzheim.
- Moll, A., 1897. *Untersuchungen über die Libido sexualis*. Kornfeld, Berlin.
- Ott, C., 1998. *Die Spur der Lüste*. Leske + Budrich, Opladen.
- Planert, U., 2000. Der dreifache Körper des Volkes. Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften vom Leben. *Geschichte und Gesellschaft* 26 (4), 539–576.
- Quindeau, I., 2014. *Sexualität*. Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Reckwitz, A., 2006. *Das hybride Subjekt*. Velbrück, Weilerswist.
- Reckwitz, A., 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Reckwitz, A., 2019. *Das Ende der Illusionen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Reiche, R., 1997. Gender ohne Sex. *Psyche* 51 (9–10), 926–957. Abgedruckt in Reiche, R., 2004. *Triebchicksal und Gesellschaft*. Campus, Frankfurt/M., 113–145.
- Repo, J., 2015. *The Biopolitics of Gender*. Oxford Univ. Press, Oxford.
- Rich, A., 1983. *Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz*. In: Schultz, D. (Hg.), *Macht und Sinnlichkeit*. Sub rosa Frauenverlag, Berlin, 138–168.
- Schminck, I., 2019. *Body Politic – Biopolitik – Körperpolitik*. *Body Politic* 7 (11), 15–40.
- Stoff, H., 2002. Der Orgasmus der Wohlgeborenen. In: Martschukat, J. (Hg.), *Geschichte schreiben mit Foucault*. Campus, Frankfurt/M., 170–192.
- Stübler, M.L., Becker-Hebly, I., 2019. *Zeitschrift für Sexualforschung* 32 (1), 5–16.
- Tervooren, A., 2006. *Im Spielraum von Geschlecht und Begehren*. Ethnographie der ausgehenden Kindheit. Juventa, Weinheim.
- Tobiasiewicz, E., 2017. Michael Kimmel's „The Gendered Society“. *Studia Humanistyczne AGH* 16 (4), 81–90.
- Veyne, P., 2009. *Foucault. Der Philosoph als Samurai*. Reclam, Stuttgart.
- Voß, H.-J., 2010. *Making Sex Revisited*. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Transcript, Bielefeld.
- Voß, H.-J., 2011. *Geschlecht*. Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- Wittig, M., 1992. *The Straight Mind and Other Essays*. Beacon Press, Boston.
- Wolf, B., 2018. *Penetrierte Männlichkeit*. Sexualität und Poetik in deutschsprachigen Erzähltexten der literarischen Moderne (1905–1969). Böhlau, Köln.

Autor

Dr. phil. Professor em. Rüdiger Lautmann, Lindauer Str. 7, 10781 Berlin, homepage: www.lautmann.de,
e-mail: lautmannhh@aol.com



François Jullien
Warum man nicht mehr »ich liebe dich« sagen sollte. Gespräche mit Nicolas Truong
 Aus dem Französischen von Erwin Landrichter
 Turia + Kant 2020
 53 Seiten, kart., 9 €

Das Unbehagen am etwas pathetischen »Ich liebe dich« ist dasselbe wie etwa am Wort »Beziehung«: In der westlichen Welt ist der Liebesmarkt schreiend genug, um wesentliche Aspekte der Liebe, wie sie sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben, zu übertönen.

François Jullien setzt seinen Begriff der »Intimität« dem der Liebe gegenüber und forciert die Idee einer zweiten, anderen Liebe, sogar eines zweiten, anderen Lebens, eines »seconde vie«, das in der Ablösung von den oktroyierten Wichtigkeiten und Besorgnissen des bisherigen Lebens entstehen kann. Aus einer »De-Koinzidenz« zum bisherigen Leben heraus entstehen Möglichkeiten, das »Un-Erhörte« wahrzunehmen. Julliens Theorien wurden in ihren einzelnen Ausarbeitungen in viele Sprachen übersetzt. Ihre Verbindung dieser Stränge in diesem Bändchen macht den Grundzug und den inneren Zusammenhang des Jullien'schen Denkens erkennbar.